



Reisebericht aus Serbien

Das Regime führt Krieg, die Gesellschaft schaut weg

«Die unerträgliche Leichtigkeit der serbischen Siege» titelte Dunja Melcic ihren Beitrag im Mai-Heft der Frankfurter Zeitschrift «Kommune». Wie lange können die (Ver-)Führer der bosnischen Serblinnen ihr Doppelspiel noch treiben: Verzögerungstaktik auf dem internationalen Terrain bei gleichzeitiger Fortsetzung des Krieges? Eins ist klar: Die bisherigen Reaktionen der internationalen Gemeinschaft haben nicht ausgereicht, diesem Krieg ein Ende zu setzen. Bei den Regierenden des Westens spielt ein Gedanke kaum eine Rolle: Wie kann die nicht-nationalistische, gegen den Krieg gerichtete serbische Opposition in den Entscheidungsprozess einbezogen werden? Gibt es sie überhaupt noch – was denkt und tut sie? Tagebuchnotizen einer zweiwöchigen Serbien-Reise Ende März/Anfang April von Kurt Seifert.

Kurt Seifert

Als Prolog eine kleine Meldung aus der Neuen Zürcher Zeitung Helen Fein, die

Leiterin des New Yorker Instituts für die Erforschung des Völkermords, kritisierte an einer Tagung mit VertreterInnen aus Ex-Jugoslawien, «dass die Regierung in Washington nur die Kriegsparteien als politischen Faktor wahrnehme und zu der Opposition keinen Kontakt suche.» (NZZ, 23. April 1993)

Visum

Kurz vor Abreise erfahren wir, dass Rest-Jugoslawien die Visumpflicht eingeführt hat. Ein serbischer Bekannter schimpft: «Jetzt wollen sie auch noch die letzten Leute abschrecken, die unser Land besuchen.» Das bürokratische Prozedere auf dem Konsulat hält sich in Grenzen: Schon nach einer Dreiviertelstunde haben wir unsere Visa. An der ungarisch-serbischen Grenze dauert's zwar eine Weile, bis wir kontrolliert werden, aber die Sache verläuft dann ganz human: Stempel in den Pass und fertig.

* Kurt Seifert ist eurotopia-Mitglied und Redaktor der katholischen Wochenzeitschrift «Forum»



Titos Bild

Landesväterlich-staatsmännisch schaut er auf den Betrachter herab: tatsächlich, da hängen sie noch, Bilder von *Tito*. In einem Glasschrank werden Bücher von ihm aufbewahrt. Ein Hauch vergangener Heiligkeit geht von diesem Ort aus. Der Tito-Schrein gehört zu einer Art Ferienhaus am Palic-See, in der Nähe von Subotica – der ersten Station unserer Serbien-Reise. Die Tito-Bilder scheinen Teil einer fernen Vorgeschichte zu sein: Nur noch ein paar Jugo-NostalgikerInnen schwärmen von alten Zeiten. Damals, als das Land «eine – bisweilen verlorene – Vorhut der Dritten Welt» war (so *Claudio Magris* in seiner Donau-Biographie) und als Vorbild eines «dritten Weges» diente... Der Blick zurück erstarrt zur Idylle: Was war mit Selbstverwaltung, gar Selbstbestimmung im Sozialismus? Der Mangel an Demokratie rächt sich jetzt, mehr als ein Jahrzehnt nach Titos Tod, bitter...

Besuch im Rathaus

Subotica hat den Charme einer verschlafenen DDR-Provinzstadt der späten sechziger Jahre. Darf man den Worten von *Jozsef Kaska*, dem ungarisch-stämmigen Oberbürgermeister, glauben, dann laufen hier die Uhren ein wenig anders als im übrigen Serbien. Die Stadt wird von der Opposition «regiert» – soweit von kommunaler Selbstverwaltung überhaupt noch die Rede sein kann. Immerhin leistet sich Subotica so etwas wie einen «Aussenminister» – *Zoltan Toth* ist Sekretär des städtischen Komitees für internationale Beziehungen. Er äussert sich kritisch über den Nationalismus – nicht

nur den der SerblInnen: Immer noch herrsche das 95Prozent-Denken in der Tradition des Bolschewismus. Für Demokratie sei auch in den Parteien der nationalen Minderheiten kaum Platz. Die traditionelle Toleranz in der ehemals autonomen Provinz Vojvodina, wo gemäss offizieller Statistik Angehörige von 24 Nationalitäten leben, ist bedroht: Aus Angst vor Repressalien und wegen der schlechten wirtschaftlichen Lage sind bereits rund 30'000 UngarInnen sowie Tausende von KroatInnen, SlowakInnen und andere ins Ausland gegangen. Ihren Platz nehmen serbische Flüchtlinge aus Bosnien ein. Das schafft Spannungen – nicht nur, weil sich deren Mentalität von jener der Einheimischen unterscheidet (einschliesslich der Vojvodina-SerblInnen). Die Flüchtlinge finden, mit entsprechender Unterstützung durch Regierungsstellen, schneller als andere einen Arbeitsplatz, eine Wohnung. Hier wird «ethnische Säuberung» auf mehr oder weniger subtile Art betrieben.

«Stadt der Hoffnung»

Im Gebäude der Offenen Universität, einer Art Volkshochschule, ist das «Europäische BürgerInnen-Zentrum für Konfliktlösung» untergebracht. Getragen wird es von der «Helsinki Citizens' Assembly» (HCA), ist aber im wesentlichen das Ein-Mann-Unternehmen von *Vedran Vucic*, der als HCA-Sekretär arbeitet und dort gemerkt hat, dass er mehr als einen Büro-Job sucht. *Vedran* erzählt ganz begeistert von einem Sommerlager mit Flüchtlingskindern am Palic-See und zeigt uns die Bilder, die die Jungen und Mädchen dort für ihn gemalt haben. Er ist Organisator und Animator (und noch

manches andere) in einem. Das Zentrum lädt zu internationalen Tagungen ein und führt Foren für die BürgerInnen der Stadt durch: Jeden Samstag kommen 40 bis 60 Frauen und Männer in der «Agora» zusammen, um über kommunale und andere Fragen zu diskutieren. Eine Veranstaltungsreihe stand unter dem Titel «Subotica – Stadt der Hoffnung». Doch trotz allen guten Ansätzen scheint dem Zentrum eine aktive Basis zu fehlen. Den Eindruck bestätigt auch *Zoltan Toth*: Das Zentrum werde von einzelnen AktivistInnen getragen, hinter denen keine gesellschaftliche Bewegung stehe. Was tun? Der sympathische Intellektuelle im Rathaus von Subotica ist um einen guten Rat verlegen.

Ausharren

Viele Vojvodina-UngarInnen sind katholisch. Für rund 100'000 von ihnen ist der Bischof von Subotica zuständig. Er residiert gleich neben der Kathedrale. Wir sind zwar angemeldet, doch der Bischof ist noch unterwegs. So kommen wir mit *Jozsef Miocs*, dem Leiter des Kollegs – der einzigen katholischen Schule in Serbien – ins Gespräch. Er klagt über die schwierigen Zeiten: Es fehlt an Geld zur Erneuerung der Schule, viele Gläubige haben Angst, sich zur Kirche zu bekennen, der Klerus ist überaltert. Immer wieder kommt es zu Uebergriffen serbischer Nationalisten: Sie schmieren Droh-Parolen an Kirchengebäude und werfen Scheiben ein. Doch der Direktor betont, grössere Probleme im Zusammenleben der unterschiedlichen Volksgruppen bestünden keine. Später kommt der Bischof hinzu. Er spricht davon, dass die Kirche die Gläubigen ermutige, auszuharren.

1 Jahr Krieg in Bosnien.
Friedenskundgebung in Belgrad
am 3. April 1993.
Fotos: Petar Popovic

Mein Reisegefährte, der BRESCHÉ-Redaktor *Roland Brunner*, fragt ihn, ob das genüge. Darauf der Bischof: Die Kirche suche keine Konfrontation mit den staatlichen Behörden.

Depression

In Novi Sad, der Provinzhauptstadt – unserer nächsten Reisestation –, existiert seit bald zwei Jahren eine Antikriegsgruppe, die sich «Friedensbewegung der Vojvodina» nennt. Sie entstand im Juli 1991, aus Protest gegen den Krieg in Kroatien. Damals konnte die Gruppe 2'000 Menschen und mehr zu Protestaktionen mobilisieren. Vor einem Jahr nahmen gar 5'000 an einem Friedensgebet teil, zu dem Gläubige von sieben verschiedenen Konfessionen aufgerufen hatten. Doch seit den Dezember-Wahlen (siehe BRESCHÉ 2/93) ist die Stimmung flau: Alles sei schwieriger geworden, berichten die Frauen der Gruppe (der einzige Mann meldet sich nicht zu Wort) das tägliche Leben, die Wirtschaftslage, die Friedensarbeit. Depression macht sich breit: «Könnt Ihr uns nicht ein paar Visa für die Schweiz besorgen?», fragt eine der Frauen. Sie ist Lehrerin und erzählt von der Entfremdung zwischen den Kindern verschiedener Nationalitäten: «Schon in der Schule werden sie zu kleinen Nationalisten gemacht.» Auch von Denunziationen weiss sie zu berichten: Flüchtlingskinder aus Bosnien würden LehrerInnen anschwärzen, die sich noch getrauen, eine eigene Meinung zum Krieg zu haben.

Unabhängig

Im Zentrum von Novi Sad hat die «Unabhängige Journalisten-Vereinigung der Vojvodina» ihr Büro. 1990 gegründet,

gehörte sie zu den ersten oppositionellen Organisationen in dieser Gegend. Von den ursprünglich 400 Mitgliedern blieben noch ungefähr 250 übrig. Viele sind geflüchtet und die meisten arbeiten nicht mehr in den Medien. Landesweit wurden im Januar rund 1'500 missliebige JournalistInnen der staatlichen Rundfunk- und Fernsehanstalt in Zwangsurlaub geschickt. Ein paar von ihnen nutzen ihre unfreiwilligen Ferien und arbeiten gratis für *Nezavisni* – zu deutsch: «Unabhängig» –, eine alle vierzehn Tage erscheinende Zeitschrift mit einer Auflage von 3'000 Exemplaren. Das Geld kommt hauptsächlich über Inserate herein. Ausserdem gibt es ein paar Unternehmer, die sich als Sponsoren betätigen, aber nicht erwähnt werden möchten. Die Redaktion hat ambitionöse Pläne: Sie will eine Zeitung auf die Beine stellen, die eines Tages selbsttragend sein soll. Doch im Moment wissen die HerausgeberInnen oft nicht einmal, wie sie den Druck der nächsten Nummer finanzieren sollen.

In Belgrader Bussen

Das Gedränge in den Nahverkehrsmitteln der serbischen Hauptstadt ist enorm: Egal, zu welcher Tages- oder Nachtzeit, die Busse sind gestossen voll. Wer kann es sich schon leisten, mit dem Auto zu fahren – bei Benzinpreisen von zwei DM pro Liter (und Durchschnittslöhnen von 30 bis 50 DM im Monat)? Klar, Krisengewinnler gibt es auch hier: Leute, die im Devisenhandel mitmischen und Embargogüter verdealen. Von einer normal funktionierenden Wirtschaft kann kaum mehr die Rede sein. Das ist der Preis des Krieges, doch der ist in Belgrad, rund 100 Kilometer von der Grenze zu Bosnien entfernt, nicht präsent – besser gesagt: Er wird verdrängt. Die einzigen Zeichen,

die darauf hindeuten könnten, sind ein paar junge Leute in Tarnanzügen sowie vereinzelte Kriegsinvaliden. In Belgrads Fussgängerzone sind Strassenhändler anzutreffen, die Serben-Symbole verkaufen und ab und zu bietet ein Sänger seine von Nationalgefühl strotzenden Lieder dar. Das ist alles. Ja, wenn nicht die staatlich kontrollierten Medien mit ihrer Kriegsberichterstattung wären... Doch dazu später. Kurz gesagt: Das Milosevic-Regime macht (allen schönen Worten zum Trotz) immer noch Krieg und die Gesellschaft spielt Frieden. Selbst in den vollbesetzten Bussen kommt kaum einmal eine aggressive Stimmung auf: Sind die Leute schon so apathisch oder versuchen sie ganz einfach, Haltung zu wahren? Die Gesichter vieler Männer und Frauen wirken müde, abgekämpft und traurig.

«Medienkrieg gegen Serbien»

Die Macht über die Medien ist eine der wesentlichen Stärken des Milosevic-Regimes. Jeden Abend um halb acht liefert das serbische Staatsfernsehen den Krieg ins Wohnzimmer. Der Tenor der «Berichterstattung» lautet: Wenn Greuel passieren, dann können nur kroatische «Ustascha-Faschisten» beziehungsweise bosnische «Muslim-Fundamentalisten» dahinterstehen. Und im übrigen hat sich die ganze Welt gegen die Serben verschworen. Zu dieser Verschwörerfront (der solch illustre Kreise wie der Vatikan und der Islamische Weltkongress angehören sollen) rechnen die Belgrader Fernsehgewaltigen seit kurzem auch ein paar

SchweizerInnen: «Schweizer Journalisten und Schriftsteller, Gründer der Gruppe 'Medienhilfe für Ex-Jugoslawien', rufen offen zu einem neuen Medien-

krieg gegen Serbien auf.» Das meldete die serbische Tagesschau am 27. März. War was vorgefallen? Einige Tage zuvor hatte die *Neue Zürcher Zeitung* (so wie andere Schweizer Medien) über eine Pressekonferenz der Medienhilfe berichtet, die staatsunabhängige Zeitungen, Zeitschriften, Presseagenturen sowie eine Radio- und Fernsehstation in Ex-Jugoslawien unterstützt. Das Fernsehen zeigte einen Ausriss aus der *NZZ* und kommentierte ihn wie oben zitiert. Medienschaffende, die nicht auf Staatslinie liegen, gelten den serbischen Machthabern offenbar als «Verräter», die mit den Feinden des serbischen Volkes unter einer Decke stecken. Entsprechend schwer wird unabhängigen JournalistInnen das Leben gemacht. Das reicht von anonymen telefonischen Drohungen über tätliche Angriffe bis hin zum Diebstahl einer Sendeanlage aus den USA, die für das Belgrader Alternativ-TV «Studio B» bestimmt war. Heute bedient sich der Fernsehsender der «Serbischen Republik» in Bosnien dieses Equipments.

Ein kluger Kirchenmann

Das Oberhaupt der serbisch-orthodoxen Kirche, *Patriarch Pavle*, empfängt uns in seinem Belgrader Hauptquartier zum Gespräch. Der Patriarch, ein älterer Herr, ist nett, aber leider nichtssagend. Dort, wo er konkret werden müsste – zum Beispiel bei der Frage nach der Rolle seiner Kirche im «neuen» Jugoslawien und deren Haltung zum Krieg –, kneift er und schweift in den Gefilden des Transzendenten. Von Kriegsverbrechen distanziert er sich ganz allgemein, ohne aber ins Detail zu gehen. Aus anderem Holz ist da der katholische Erzbischof von Belgrad, *Franc Perko*, geschnitzt. Ein wacher Kopf, mit viel Humor. Von serbischen Nationalisten wird er, ein Slowene,

immer wieder attackiert. So forderte kürzlich *Milan Paroski*, Präsident der Serbischen Nationalen Partei, die «Bestrafung» Perkos, weil der sich für den «Untergang des orthodoxen Serbentums» einsetze. Die «Schuld» des Erzbischofs scheint darin zu liegen, dass er nichts vom aggressiven Nationalismus hält übrigens auch nicht vom kroatischen. Mit klaren Worten analysiert er die «Kriegsoption» der serbischen Führung und fordert die Anerkennung des Bosnien-Plans von *Cyrus Vance* und *Lord Owen*. Der sei zwar nicht die beste Lösung, aber derzeit die einzige Alternative zur Fortsetzung des Krieges. Ohne Druck auf die Serbenführer sei nichts zu erreichen: «Das heisst nicht, dass es eine militärische Intervention geben muss.» In der serbischen Tradition spiele die Vorstellung, dass Befreiung nur durch Gewalt möglich sei, eine wichtige Rolle. Sie treffe sich mit den Restbeständen der kommunistischen Ideologie, die der Gewalt ebenfalls zentrale Bedeutung in der Geschichte beimesse. «Aus beidem zusammen ergibt sich eine logische Ableitung: 'Mit Gewalt, mit Krieg können wir alles erreichen.» Die friedensfördernde Rolle der Kirchen in Ex-Jugoslawien schätzt Perko eher pessimistisch ein: Sie seien zu sehr vom neuen Nationalismus «imprägniert». Angesichts der herrschenden Kriegsmentalität würden kirchliche Friedensappelle kaum ein Echo finden. Trotz dieser Einschätzung macht der Mann keinen resignierten Eindruck: Die katholische Kirche hat schon manche als unüberwindbar erscheinende Macht kommen und gehen gesehen...

Bewusstseinswandel möglich?

Jeden Samstagnachmittag kommen Oppositionelle im «Belgrader Kreis» zu-

sammen. Am letzten Samstag im März geht es um Sarajevo. *~ogdan Bogdanovic*, Architekt und der grosse alte Mann der serbischen Opposition, spricht über das neue Babylon: das Projekt von Leuten wie *Karadzic* deren Ziel die Sprachverwirrung sei, die Zerstörung der Städte als Stätten des Geistes und der Toleranz. Dagegen setzt er seine Vision eines neuen Alexandria: ein Projekt des Wiederaufbaus im Geiste eben dieser Toleranz. Die Opposition, die hier zusammenkommt, trifft wohl kaum die Gedanken und Nöte des Volkes. Beredte Sprachlosigkeit herrscht angesichts der Kriegspropaganda in zu vielen Köpfen.

Trotzdem hält *Stojan Cerovic*, Redaktor der unabhängigen Wochenzeitschrift *Vreme*, einen Bewusstseinswandel für möglich: Das Wirtschaftsembargo zeigt seine Wirkung. «Die Menschen sind hungrig, wütend, ausgepumpt. Auch Leute, die für den Krieg waren, sehen langsam, was er kostet.» Ob die Opposition von diesem Wandel profitieren kann, ist vorerst fraglich. *Vesna Pesic*, Direktorin des Belgrader Antikriegszentrums, macht sich wenig Hoffnung: Die Serblinnen «bekommen die Sanktionen zu spüren, aber sie sehen den Zusammenhang nicht, der zwischen diesen Sanktionen und dem Krieg in Bosnien besteht.»

Positiv überrascht die Friedensgruppe in Pancevo, einer Stadt nordöstlich von Belgrad. Junge und Aeltere, Frauen und Männer treffen sich einmal in der Woche. Bei unserem Besuch werden Aktionen zum ersten Jahrestag des serbischen Angriffs auf Sarajevo vorbereitet: Auch hier wird geklagt, doch das Gespräch bleibt dabei nicht stehen. Trotz aller Schwere des Lebens unter den Bedingungen nationalistischer Indoktrination und wirtschaftlichen Embargos scheint an diesem Ort ein anderer Geist zu leben, wächst so etwas wie ein Keim ziviler Gesellschaft.